



Offener Horizont

Jahrbuch der Karl Jaspers-Gesellschaft

2 | 2015

Wallstein

Offener Horizont
2 | 2015



KARL JASPERS GESELLSCHAFT

Offener Horizont

Jahrbuch der Karl Jaspers-Gesellschaft

2 | 2015

Herausgegeben von
Matthias Bormuth



WALLSTEIN VERLAG

Redaktion
Matthias Bormuth und Malte Maria Unverzagt

Beirat
Ulrich v. Bülow, Wolfgang Frühwald, Dieter Henrich,
Ulrich Keicher und Sebastian Kleinschmidt

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2015
www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Aldus nova Pro und der Frutiger
Druck und Verarbeitung: Hubert & Co, Göttingen

ISSN (Print) 2198-9133
ISBN (Print) 978-3-8353-1725-3
ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-2837-2

Inhalt

Matthias Bormuth	
Einleitung	9

Michael Lentz	
Deos abskont die Tus	
Eine Bildbeschreibung	19

Karl Jaspers

Karl Jaspers	
Über meine Philosophie	33

Stefania Achella	
Karl Jaspers in Italien vor und nach 1945	
Zur Geschichte von <i>Über meine Philosophie</i>	58

Giuseppe Cantillo	
»Spannung von Glaube und Unglaube«	
Weltanschauung und Philosophie bei Karl Jaspers	66

Karl Jaspers	
Nekrolog, von ihm selbst verfaßt	75

H. Haluk Erdem	
Auf dem Weg zur Weltphilosophie	
Jaspers' »Glauben an Kommunikation«	77

Wolfgang Schuller	
Melvin J. Lasky, Karl Jaspers und die »kulturelle Freiheit«	
Ein Gespräch mit Matthias Bormuth	84

Melvin J. Lasky	
Karl Jaspers und Deutschland nach dem Krieg	
Vier Briefe 1945/48	91

Hannah Arendt

Jerome Kohn	
Hannah Arendt: Unter Freunden	103
Richard M. Cook	
Hannah Arendt in Eindrücken aus Alfred Kazins Tagebüchern	
Eine Einführung	110
Alfred Kazin	
Eindrücke von Hannah Arendt	
Aus den Tagebüchern	112
Mary McCarthy	
Abschied von Hannah (1906-1975)	121

Portraits

Sebastian Kleinschmidt	
Poetische Resonanzen	
Czesław Miłosz und Adam Zagajewski	131
Sebastian Kleinschmidt	
Glauben und Unglauben	
Ein Gespräch mit Matthias Bormuth	144
Matthias Weichelt	
»Was zum Feuilleton gehört, kommt nicht in Frage.«	
Peter Huchel und die Zeitschrift <i>Sinn und Form</i>	161
Ilma Rakusa	
Manifest eines Homo poeticus.	
Danilo Kiš' <i>Ratschläge für einen jungen Schriftsteller</i>	171
Danilo Kiš	
Ratschläge für einen jungen Schriftsteller	174
Wolfgang Günter Lerch	
Zwischen Zeit und Zeitlichkeit	
Der türkische Dichter Ahmet Hamdi Tanpinar	179

Jan Bürger
 In den Papierkathedralen von Oldenburg
 Zu Peter Suhrkamps literarischen Anfängen 194

Peter Suhrkamp
 Dank an einen Buchhändler
 Typoskript August 1955 197

Geistesgeschichte

Manfred Geier
 »Ich kann nicht wissen, dass es einen Gott gibt.«
 Immanuel Kants Religion des guten Lebenswandels 205

Michael Steinmann
 Friedrich Nietzsches Modernität:
 Freiheit von und zur Religion 217

Wolfgang Frühwald
 Romantik als Passion
 Ein Gespräch mit Matthias Bormuth 234

Wolfgang Frühwald
 »Der Donnerschlag«
 Erfahrungswandel am Beginn des Ersten Weltkriegs (1914/15) . . . 253

Ruprecht Wimmer
 Nietzsche in Thomas Manns *Doktor Faustus* 269

Martin Vialon
 Erich Auerbach und Thomas Mann
 Eine Geschichte in Briefen des Jahres 1949 288

Ulrich von Bülow
 Das »Hand-Werk« des Denkens –
 Zum Nachlass von Martin Heidegger 307

Michael Schmidt-Degenhard
 Melancholie und Hoffnung 328

Kunstgeschichte

Richard Hüttel	
»Wir brauchen mehr langsame Kunst«	
Werner Tübke und Michael Triegel – Zwei Meister aus Leipzig . . .	347
Annika Michalski	
Werner Tübke: Aus den Tagebüchern (1988/89)	359
Werner Tübke	
Erinnerungen an BF. [Bad Frankenhausen]	364
Michael Triegel	
Die andere Freiheit	
Gedanken in eigener Sache	377

Anhang

Chronik der Karl Jaspers-Gesellschaft	
Vorträge und Tagungen 2014/2015	413
Abbildungen und Nachweise	423
Dank	425
Autoren	427

Matthias Bormuth

Einleitung

Das Jahrbuch der Karl Jaspers-Gesellschaft bietet eine Auswahl von Vorträgen, die im Rahmen des Gesamtprogrammes 2014/15 gehalten wurden. Die abschließende Chronik dokumentiert seine Vielfalt, die von Jaspers' Kerndisziplinen Philosophie und Psychiatrie ausgeht und in die Bereiche Literatur, Kunst und Religion ausstrahlt. Die ausgewählten Beiträge sind entsprechend folgenden Schwerpunkten zugeordnet: Karl Jaspers, Hannah Arendt, Porträts, Geistes- sowie Kunstgeschichte. Sie werden ergänzt durch thematisch zugehörige Aufsätze, Nachrufe, Briefe, Tagebuchaufzeichnungen, Reden und Gespräche.

I.

Den Auftakt des Jahrbuchs bildet der Text *Über meine Philosophie*. Die luzide Selbstdarstellung entstand 1941, als Jaspers, aus seinem Amt entlassen, mit seiner jüdischen Frau Gertrud isoliert in Heidelberg lebte. Renato de Rosa, ein junger Philosoph aus Neapel wurde Jaspers zum vertrauten Schüler und regte eine Darstellung seines Werdens und Denkens für Italien an. Da Jaspers in Deutschland nicht mehr publizieren durfte, musste das Manuskript im Diplomatengepäck von Ernesto Grassi geschmuggelt werden, bevor die Übersetzung im italienischen *Logos* erscheinen konnte. *Über meine Philosophie* ist der einzige Text aus Jaspers' Jahren der inneren Emigration, der zwischen 1938 und 1945 das Licht der Öffentlichkeit erblickte. Der Wunsch des Stipendiaten de Rosa, Jaspers möge einen knappen wie klaren Abriss seiner Existenzphilosophie verfassen, ist ein historischer Glücksfall für alle, die seine Position kennenlernen wollen.

Stefania Achella, die der neapolitischen Jaspers-Schule entstammt, skizziert die weitere Geschichte von *Über meine Philosophie* in prägnan-

ten Strichen. Ihr Lehrer Giuseppe Cantillo, Präsident der italienischen Jaspers-Gesellschaft, erläutert anschließend die frühe Philosophie von Jaspers. Der Privatdozent der Psychologie orientierte sich mehr noch an Wilhelm Dilthey als an Max Weber, als er den Anspruch einer philosophischen Weltanschauung formulierte, die im Individuellen wurzelt und aufs Ganze des Lebens abzielt. Zugleich lässt die nach dem Ersten Weltkrieg erschienene *Psychologie der Weltanschauungen* den psychiatrisch geschulten Blick erkennen, den Jaspers zuvor in der *Allgemeinen Psychopathologie* entwickelt hatte. In *Über meine Philosophie* heißt es rückblickend: »Meine Psychologie hatte in weitem Umfang, mir unbewußt, den Charakter dessen angenommen, was ich in der Folge ›Existenzerhellung‹ nannte.«

Ein zweiter Text, in dem Jaspers fast drei Jahrzehnte später sein Werden und Denken extrem verdichtet, ist der *Nekrolog, von ihm selbst verfaßt*, der am 4. März 1969 zu seiner Trauerfeier in Basel verlesen wurde. Zwei Linien dieses Vermächtnisses greift das Jahrbuch auf. Einmal ist es der Gedanke einer »kommenden Weltphilosophie«. Dessen Ursprünge liegen ebenfalls in den Jahren des inneren Rückzugs und der politischen Bedrängnis, als Jaspers abgeschieden vom universitären Leben die Weite der östlichen Philosophien und Religionen für sich entdeckte. Angeregt worden war er von dem Indologen Heinrich Zimmer, dem Schwiegersohn Hugo von Hofmannsthal, der – ebenfalls aus dem Amt entlassen – ihn in diese fremde Gedankenwelt einführte und Jaspers' Blick für eine erweiterte Weltgeschichte der Philosophie öffnete. Später entwickelte der Existenzphilosoph daraus seine Überlegungen zur Notwendigkeit einer »Weltphilosophie«. Der türkische Philosoph Haluk Erdem geht dieser visionären Vorstellung nach und kann ihre Nähe zu Jaspers' spätem Forderung einer »universalen Kommunikation« aufzeigen, deren Ansätze derzeit zwischen den Mühlsteinen weltweiter Fundamentalismen zerrieben zu werden drohen.

Der zweite Kerngedanke des Nekrologs, die Idee eines »kommenden Weltbürgertums«, steht im Horizont von Kants Vorstellung einer freiheitlichen Weltordnung, für die Individuen und Nationen zunehmend Sorge tragen sollen. Jaspers sah das Anliegen vor allem – von Hannah Arendt angeregt – in den idealen Vorstellungen der Amerikanischen Revolution vertreten. Nach dem Ende der Isolation begegnete er dieser Welt zuerst in Gestalt von amerikanischen Besatzungsoffizieren. Einer von ihnen war der junge, jüdische Militärhistoriker Melvin J. Lasky, der aus der New Yorker Bronx stammte und mit der Army zum Kriegsende nach Deutschland gekommen war. Lasky gewann im Juli 1945 rasch das Vertrauen von Jaspers, zumal er den Kontakt zu Hannah Arendt nach lan-

gen Jahren wieder herstellen konnte. In der Folge band er sowohl Jaspers als auch Arendt in die politische Aufklärungsarbeit ein, die er von Berlin aus aufnahm. Seit 1948 veröffentlichte Lasky das Magazin *Der Monat*, das im Kalten Krieg international hoch angesehene Autoren wie George Orwell und Albert Camus unter dem Banner der individuellen Freiheit vereinte.

Das Gespräch mit Wolfgang Schuller, der jüngst Laskys Tagebuch aus dem Jahr 1945 herausgab, beleuchtet diese, auch für das Werden des politischen Philosophen Jaspers wichtige Zusammenhänge. Bislang unveröffentlichte Briefe, die er an Hannah Arendt und Dwight Macdonald, einen zweiten New York Intellectual, schrieb, illustrieren in sprechenden Details Erfahrungen, die Lasky – vor allem im Sommer 1945 – mit Jaspers als glaubwürdigem Repräsentanten der Universität und Deutschland verband.

II.

Hannah Arendt bezeichnete Jaspers, als dieser 1956 in die prestigeträchtige *Library of Living Philosophers* aufgenommen wurde, im kantischen Sinne als »Bürger der Welt«. Sie half dabei, dass ihr Lehrer nach den herben Erfahrungen der Jahre 1933 bis 1945 seine Leidenschaft für die Idee der Freiheit erstmals im politisch philosophischen Raum entfaltete. Arendt selbst verkörperte bei aller Kritik an der amerikanischen Realpolitik diese – fast idealistische – Liebe zur Meinungs- und Gedankenfreiheit auf beeindruckende Weise, vor allem angesichts ihrer politischen Unterdrückung in den großen Totalitarismen nationalsozialistischer und sowjetischer Prägung. Sie wies den lange Zeit nur in Universitätskreisen verkehrenden Jaspers auch auf die entscheidende Bedeutung hin, die unabhängige Schriftsteller und Journalisten für die Sache der Freiheit haben, indem sie das große Publikum ansprechen. Dieses Anliegen populärer Aufklärung machte sich Jaspers immer mehr zu eigen, nachdem er direkt nach 1945 einige Jahre Mitherausgeber der nur beschränkt wirksamen Zeitschrift *Die Wandlung* gewesen war.

Wir nehmen Arendts 40. Todestag, den 4. Dezember 2015, zum Anlass, mit Eindrücke amerikanischer Freunde an ihre Gestalt als Denkerin zu erinnern, die Margarete von Trotta zuletzt in atmosphärisch dichten Bildern des Filmporträts ihres New Yorker Lebens einem größeren Publikum vor Augen stellte. Die Portraits dieses Abschnitts stammen aus dem Kreis der New York Intellectuals und vertiefen die Eindrücke, angefangen bei den jüngsten Erinnerungen ihres letzten Assistenten, Jerome Kohn, der den

sokratischen Geist der Freundschaft in Arendts Denken und Leben würdigt. Ihm folgen Aufzeichnungen des bekannten Literaturkritikers Alfred Kazin, der Arendt 1946 kennenlernte und in diesem Jahr selbst hundert Jahre alt geworden wäre. Er formte mit seinem literarischen Vermögen die englische Ausgabe von *Elemente und Ursprüngen totaler Herrschaft* in ihrer endgültigen Gestalt, was Arendt nach der ersten Auflage verschwieg. Kazin verehrte Arendt als politische Denkerin und manchmal auch arrogant wirkende Repräsentantin der europäischen Bildung trotz aller Spannungen, die zwischen ihnen herrschten, wie seine bis nach Arendts Tod geführten Einträge im Journal zeigen. Sein Biograph Richard M. Cook führt die deutsche Leserschaft in Person und Werk des *New Yorker Juden* ein, wie Kazin sich im Titel seiner Autobiographie nannte. Den Abschluss bildet das menschlich tiefgründige und philosophisch treffende Erinnerungsbild, das ihre engste Freundin, die Schriftstellerin Mary McCarthy, wenige Wochen nach dem Tod von Arendt festhielt.

III.

Die Passion für die gedankliche Freiheit teilte Jaspers seit dem Engagement für den von Lasky 1950 organisierten »Kongress für kulturelle Freiheit« besonders mit osteuropäischen Intellektuellen. So schrieb er 1953 ein Vorwort zu Czesław Miłosz' selbstkritischer Analyse *Verführtes Denken*, worin der ehemalige polnische Diplomat und spätere Nobelpreisträger für Literatur Varianten opportunistischen Verhaltens unter dem politischen Regime der Partei untersucht. Sebastian Kleinschmidt betrachtet Czesław Miłosz zuerst im Horizont von Jaspers und dessen zweiter Meisterschülerin, der schweizer Philosophin Jeanne Hersch, bevor er sich den poetischen Resonanzen widmet, die zwischen Miłosz und seinem Schüler Adam Zagajewski bestehen. Beide sind exemplarische Europäer, deren Werke sich an der großen Tradition orientieren und heute Teil der Weltliteratur sind.

Im Gespräch gibt Sebastian Kleinschmidt auch Einblicke in seine eigene Geschichte, die ihn als leitenden Mitarbeiter und Chefredakteur von *Sinn und Form* vor und nach 1989 in politisch ganz unterschiedlichen Systemen mit Grundfragen des Menschseins konfrontierte. Begegnungen mit Hartmut Lange und Hans-Georg Gadamer zeugen bei einer familiär tradierten Affinität zu religiösen Fragen von Kleinschmidts hermeneutischer Suche nach Sinnhorizonten. Sie liegen jenseits wissenschaftlichen Wissens und finden im Essay ihre angemessene Form. In der Zeitschrift förderte Kleinschmidt ihren Ausdruck in gleichberechtigten Beiträgen zu

Poesie, Philosophie und Theologie, zu denen am Ende seiner Zeit auch anthropologische Überlegungen zur Medizin hinzutraten.

Die Gründungsgeschichte von *Sinn und Form*, des ostdeutschen Gegenmagazins zu *Der Monat*, erzählt der heutige Chefredakteur Matthias Weichelt im Blick auf die legendäre Leitfigur Peter Huchel, der bis zum Mauerbau eine geistige Brücke zum Westen zu bauen versuchte. Später lebte Huchel in Potsdam – vom Staat isoliert und observiert – nurmehr die Existenz des melancholischen Lyrikers, der er schon immer gewesen war, bevor er die letzten Jahre in der Nähe Erhart Kästners in Stauffen bei Freiburg verbrachte, ohne in der ihm fremden Landschaft je heimisch zu werden.

Während bei Huchel eine geistige Affinität zum Sozialismus vorlag und er als Redakteur diplomatisches Geschick im Umgang mit der parteilichen Zensur beweisen musste, lagen die Dinge bei Danilo Kiš anders. Nach bitteren Erfahrungen im Jugoslawien der 1970er Jahre zeigte sich der nach Paris ausgewanderte Autor 1984 in seinen *Ratschlägen für einen jungen Schriftsteller* als unerbittlicher Intellektueller zwischen allen Fronten. Kiš entzog sich allem zeitgemäßen Denken im Namen der individuellen, nie politisch, wissenschaftlich oder religiös abgesicherten Stimme. Dass er nicht glücklich war, als »Homo poeticus« in diesem Manifest und anderen Texten die Politik aller Art so sehr achten zu müssen, unterstreicht Ilma Rakusa in ihrer Einleitung, in der die schweizer Autorin auch aus ihrem Briefwechsel mit Kiš zitiert. Hätten Jaspers und Arendt ihn in seinem Denken und Leben wahrnehmen können, sie hätten Kiš wie Albert Camus unter den französischen Intellektuellen als geistigen Verwandten begrüßt.

Mit ganz anderen Folgen revolutionären Handelns war Ahmet Hamdi Tanpinar in Istanbul konfrontiert, seitdem Mustafa Kemal Atatürk 1923 die Republik ausgerufen hatte und mit eiserner Hand die Modernisierung der Türkei durchsetzte, dabei jedoch das religiöse und kulturelle Erbe des osmanischen Reiches weitgehend preisgab. Wolfgang Günter Lerch geht der Zeit und dem Leben Tanpinars, den Orhan Pamuk einmal als »türkischen Thomas Mann« bezeichnete, genau nach. Entlang des Hauptwerks *Seelenfrieden* untersucht er sowohl die Trauer über die verlorene Tradition als auch Tanpinars Existenzgefühl im Labyrinth der modernen Einsamkeit.

Die Anfänge eines solchen Weges modernen Lebens mit Gedanken und Ideen, die sich von den tradierten Werten der eigenen Herkunft entfernen, schildert Jan Bürger im Rückblick auf Peter Suhrkamp. Der berühmte Begründer des Suhrkamp Verlages hätte eigentlich einen Hof in Kirchhatten übernehmen sollen, entschied sich aber, gegen den Willen der Eltern, das Oldenburger Lehrerseminar zu besuchen, bevor er über verschiedene Stationen in der Weimarer Republik Geschäftsführer des

S. Fischer Verlags wurde und nach 1945 den eigenen Verlag ins Leben rief. Die zentrale Stellung, die für seine geistige Erweckung die Bücher einnahmen, die ein Oldenburger Händler dem armen Bauernsohn günstig überließ, schildert Suhrkamp ein halbes Jahrhundert später in der Rede *Dank an einen Buchhändler*.

In allen Portraits geht es, abgesehen von den unterschiedlichen Lebensbedingungen, um die von Jaspers existenzphilosophisch zugespitzte geistige Orientierung, die möglichst frei von Vorgaben politischer, wissenschaftlicher oder religiöser Autoritäten bleiben soll. Entscheidend ist bei den vorgestellten Philosophen, Gelehrten und Schriftstellern der individuelle Dialog mit den vielfältigen europäischen, oft weltliterarischen Traditionen. Dieses kosmopolitische Gespräch in den Werken auch zum Nutzen des größeren Publikums zu führen, das sich nicht im alltäglichen Gang des Arbeitslebens die Zeit für die intensiven Auseinandersetzungen nehmen kann, ist ihre vornehmliche Aufgabe. Mit Jaspers sollen die intellektuellen Weltbürger jenseits des parteilichen Habitus im Sinne der Aufklärung zum Selbstdenken anregen, ohne jedoch mit ihren Einsichten für die anderen als letzte Autorität zu gelten. Mündigkeit ist demnach immer mit bleibender Ungewissheit verbunden, die auszuhalten zu lehren nach Jaspers eine pädagogische Aufgabe ersten Ranges darstellt.

IV.

Das »protestantische Prinzip« individueller Gewissenhaftigkeit und Gedankenfreiheit, dem Heinrich Heine im französischen Exil 1834 mit *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland* so beredten Ausdruck gab, bildet den markanten Horizont der geistesgeschichtlichen Studien. Heines ironisch pointierte Ansicht zur Genealogie des deutschen Denkens wurde uns zum Anlass, sich aus heutiger Perspektive dieser Geistesgeschichte neu zu nähern. Die Beiträge zu Immanuel Kant und Nietzsche, die Manfred Geier und Michael Steinmann schrieben, gehören in diese Geschichte, deren legendären Anfänge Heine bei Luther verortete. Ebenso passen die Erkundungen zum religiös inspirierten Geistesleben der deutschen Romantik, die das Gespräch mit Wolfgang Frühwald bieten, zum Nach- und Fortleben des Christentums unter den Bedingungen der Moderne. Die Leidenschaft vieler Romantiker für die mystischen und religiösen Texte der mittelalterlichen und barocken Tradition, die sie zum Teil edierten und sich in Variationen aneigneten, ist ein Muster der sinnträchtigen Verwandlungen, die geistige Traditionen im Zuge der Geschichte durchlaufen.

Dass diese dynamischen Prozesse der inneren Aneignung vor allem auch von den äußeren Geschehnissen beeinflusst und beeindruckt werden, hat Jaspers selbst mit den Überlegungen zur Grenzsituation begrifflich zu fassen gesucht. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ereigneten sich zwei große, kollektive Grenzsituationen, deren Auswirkungen auf die Mentalität des Bildungsmenschen, dem, um mit Stefan Zweig zu sprechen, *Die Welt von gestern* unterging, zwei Studien zu Thomas Mann behandeln. Zum einen widmet sich Wolfgang Frühwald in seiner Rede, deren Titel *Der Donnerschlag dem Zauberberg* entlehnt ist, Thomas Manns geistigen Reaktionen auf den ersten Weltkrieg. Der Literaturhistoriker kann zeigen, welch ein Meister der von Jaspers nicht besonders geschätzte Schriftsteller in der Darstellung der neueren deutschen Mentalitätsgeschichte war. Ruprecht Wimmer zeichnet daraufhin Thomas Manns Versuch nach, die verbrecherische Katastrophe des Zweiten Weltkriegs und Vernichtungskrieges im Blick auf die Eigenart des deutschen Geistes zu verstehen, indem er die Aufnahme von Nietzsches Denken und Krankengeschichte im *Doktor Faustus* untersucht. Martin Vialons Beitrag zur Geschichte des brieflichen Gesprächs, das Thomas Mann mit dem Kulturhistoriker Erich Auerbach führte, unterstreicht, wie sehr Mann in der Artikulation seiner Modernität auch jenseits der Reformation aus den geistigen Quellen schöpfte, die das katholische Christentum des Mittelalters bot.

Einer derjenigen, der seine Anleihen bei der religiösen und metaphysischen Tradition vehement negierte, sondern je länger, je mehr jenseits von platonischem und christlichem Erbe die vorsokratische Götterwelt als Ursprung des Denkens betrachtete, war Martin Heidegger. Für Jaspers war mit dem frühen »Kampfgefährten« der Weimarer Jahren nach 1933 keine wirkliche Verständigung mehr möglich. Ulrich v. Bülow geht den Spuren seiner geistigen Tätigkeit an den Nachlass-Manuskripten nach und kann aufzeigen, wie Heidegger den Dialog mit dem philosophischen Erbe pflegte und darüber hinaus über ein Farbstiftsystem mit den im Papier festgehaltenen Schichtungen des eigenen Denkprozesses ins schriftliche Gespräch trat.

Die psychopathologischen Aspekte der Geistesgeschichte, die auch in den Beiträgen zur Romantik, zu Nietzsche und Thomas Mann zu finden sind, vertieft Michael Schmidt-Degenhard abschließend, nicht zuletzt aus der Perspektive der Heidelberger Schule des psychologischen Verstehens, die Jaspers nach 1900 mitbegründete. Seine Rede *Melancholie und Hoffnung* zeugt eindrücklich davon, wie entscheidend die inneren Dispositionen des Menschen für alles Fühlen, Denken und Handeln sind. Im Brennglas der psychischen Zuspitzung menschlichen Erlebens und

Wahrnehmens zeigt sich, warum Jaspers so klar in der *Psychologie der Weltanschauungen* die individuellen Momente in der Philosophie erkennen konnte.

Die Psychiatrie in der Nachfolge von Jaspers kann lehren, wichtige Momente in der inneren Dynamik der Gedanken und Argumente ernstzunehmen, die sich reiner Logik und Rationalität entziehen und beklemmend verdeutlichen, wie wenig die abstrakte Laboranalyse die geschichtliche Realität des Denkprozesses erfassen kann. Das analytische Philosophieren heutigen Zuschnitts, so könnte man sagen, bleibt auf die Ergänzungen angewiesen, die ihm die historisch verstehenden und die biologisch erklärenden Wissenschaften bieten, sofern es selbst Lebensfragen des Menschen in den Blick nehmen will.

V.

Das Jahrbuch schließt mit einem Abschnitt zur Kunstgeschichte, der mit Werner Tübke und Michael Triegel zwei Größen der altmeisterlichen Malerei vorstellt. Während Tübke seit den 1970er Jahren unter dem Verdacht stand, zwielichter Vertreter des Sozialistischen Realismus zu sein, wird Triegel heute nicht selten gedankenlos als katholischer Auftragskünstler eingeschätzt, als unzeitgemäßer Epigone der Renaissance. Der Frage, warum beide Leipziger Meister in ihrer heute außergewöhnlichen Handwerklichkeit so wenig den herrschenden Erwartungen des Kunstbetriebs entsprechen, geht Richard Hüttel in seiner vehementen, streitbaren Apologie nach.

Auch wenn Werner Tübke in seinen *Erinnerungen an Bad Frankenhausen* gleichsam religiöse Momente der künstlerischen Selbstaufhebung im Zeichen des Werkes beschreibt, die die langjährige, alltägliche Arbeit am Bauernkriegspanorama durchzogen, ist er selbst fern von religiöser Gewissheit. Aber er ist nahe dem Geiste christlicher Nächstenliebe und Aufrichtigkeit, wenn er eine brennende Aufmerksamkeit für soziale Fragen und Widersprüche, für individuelle Brüche und Absurditäten in den Notaten zeigt, die von der Tübke-Kennerin Annika Michalski in den weiteren Rahmen der Tagebücher verortet werden.

Bei Michael Triegel liegen die Dinge anders. Er fand zuletzt in den katholischen Glauben, ohne dass diese Entscheidung der Lösung einer Rechenaufgabe gleichkäme und etwa in eine große Langeweile führte. Ganz im Gegenteil: Die Rätsel bleiben und die prekären Realitäten des eigenen und öffentlichen Lebens, treiben die Suche erneut an. Es besteht eine große Kontinuität im Werk des Leipziger Malers, der auch als Gläubiger

in den Masken und Figuren der antiken und christlichen Kultur seine Fragen ausdrückt. Die große Selbstdarstellung *Eine andere Freiheit*, bietet Michael Triegels vorläufige *Gedanken in eigener Sache*, die auch aufgrund der Kindheits- und Studienjahre in Erfurt und Leipzig an Erfahrungen der politischen Bedrängnis anschließt, von denen die ostdeutschen und -europäischen Schriftsteller berichten.

Das Titelbild des Jahrbuchs, Michael Triegels altmeisterlicher *Deus Absconditus* aus dem Jahr 2013, repräsentiert die religiöse Dimension nicht nur seines Beitrags. Jaspers war diese Einsicht des Alten Testaments so teuer wie Blaise Pascal, dessen *Gedanken* auf der letzten Ungewissheit Gottes gründen. Goethe sprach davon, dass die nie lösbare Frage nach Glauben und Unglauben entscheidend für den Menschen sei. Welche Assoziationen Triegels Bild *Deus Absconditus* bei einem keineswegs strenggläubiger Schriftsteller auslösen kann, lässt sich der literarischen Bildbeschreibung von Michael Lentz entnehmen.

VI.

Die großen Philosophen, Schriftsteller und bildenden Künstler sind heute in ihren Werken präsent, die über ihre Zeit hinaus anregend wirken können. Der mündige Mensch kann sich an ihnen orientieren, vor allem in dem aufklärerischen Anspruch, in allen Grenzen seiner Zeit selbst weiter zu denken. Diese Freiheit ist nicht billig zu haben; es kostet Zeit und Mut, sich den geläufigen Mustern der Zeitgenossenschaft zu entziehen und mit jenen in Kommunikation zu treten, deren Eigenwilligkeit tiefere Gründe besitzt. Das Jahrbuch möchte einladen, solche Gespräche jenseits vordergründiger Zuschreibungen religiöser oder politischer Art zu suchen. Andere Positionen verdienen unsere Zustimmung oder Ablehnung; nur in der Auseinandersetzung mit dem Anderen lässt sich das Eigene verstehen und bilden. Hans Saner, Karl Jaspers' letzter Assistent, sprach im ersten Jahrbuch von der Notwendigkeit, im Philosophieren die Tugend der »Differenzverträglichkeit« zu entwickeln. Die Anstrengung solch einer toleranten Form »universaler Kommunikation« hat Jaspers in die treffenden Worte gebracht:

Nur in der Freiheit können Menschen einmütig werden. Wir suchen heute den Boden, auf dem Menschen aus allen Glaubensherkünften sich über die Welt hin sinnvoll begegnen könnten, bereit, ihre je eigene geschichtliche Überlieferung neu anzueignen, zu reinigen, zu verwandeln, aber nicht preiszugeben.

Michael Lentz

Deos abskont die Tus

Eine Bildbeschreibung

Der Schlüssel ist das ganze Haus. Ihn, den verbotenen, nirgends auffindbaren, so viele Jahrzehnte später im Schloss herumzudrehen, gibt den alten Ängsten wieder Raum, verspricht, hinter die Kulissen der Macht zu blicken, hatte ich mir doch immer vorgestellt, das Haus werde vom Dach aus regiert. Mutters Macht bestand in ihrer Abwesenheit, die Angst der Mutter ist eine harte Währung, mit der das Kind immer zahlen muss, zwei Mal geht der Schlüssel im Schloss herum, dann öffnet sich die Tür einen Spalt breit. Es ist dunkel in der Kammer, süßlicher Geruch strömt aus, warme, muffige Luft, die einem den Atem benimmt, die Tür gibt kaum nach, eine Delle im Boden scheint unüberwindbar, ich zwänge mich durch den Spalt, trete hinter die Tür und reiße sie auf. Die Luft ist etwa vierzig Jahre alt. Sie enthält noch den Atem von Vater und Mutter. An der gegenüberliegenden Wand zeichnen sich schwache Konturen ab. Ganz sicher bin ich nicht allein im Raum. Der Dachboden ist mit einer Reihe von Lichtschaltern aus Bakelit ausgestattet, warum sollte die Kammer nicht auch über Licht verfügen. Ich taste die Wände ab, die zu meiner Überraschung aus Ziegeln gebaut sind. Die Kammer ist mit einem Steinboden ausgestattet, beim übrigen Dachboden hat man es bei der schlichten Betondecke belassen. Der Steinboden ist in Quadrate parzelliert. Die Quadrate sind marmoriert, ein auf der Spitze stehendes helles Quadrat in der Mitte ist in ein rotes Quadrat eingelassen, wodurch jeweils vier rote Dreiecke entstehen. Die Seiten des roten Quadrats sind umlaufend von hellen schmalen Rechtecken eingefasst. Die so entstehenden rechteckigen Auslassungen an den Eckpunkten sind jeweils mit kleinen grünen Rechtecken gefüllt.

Ein Lichtschalter lässt sich nirgends finden, je länger meine Augen das Halbdunkel abtasten, desto mehr erkennen sie. Ein großes Laken scheint auf. War es früher strahlend weiß, Mutters ganzer Stolz war strahlend

weiße Wäsche, die noch in der Nacht leuchtete, so geht seine Farbe nun ins schmutzig Gräuliche, und man mag es gar nicht anfassen. Mutter sagte immer, schau dir dein Hemd an, schau dir deine Hose an, sie stehen vor Dreck. Einmal durch die Straße zu gehen, genügte für »stehen vor Dreck«. Das Laken riecht wie der braune brüchige Vorhang meines Regals, das hinter dem Kopfende meines Bettes stand. Im Regal versteckte ich zwischen den Spielsachen und Büchern Papiere mit Notizen, auf die ich im Falle des Falles zurückgreifen wollte. Im Falle des Falles war in erster Linie das Jüngste Gericht, das ich mir als eine Art Generalabrechnung vorstellte. In meiner Vorstellung hatte jeder vor einen großen Tisch zu treten, hinter dem eine Reihe von Männern saß – und meine Mutter. Meine Mutter würde sich in Selbstmitleid ergehen und die Männer anstacheln, mich zu verhören. Von Anfang des Verhörs an an den Rand gedrängt, würde meine Mutter sich immer wieder mit der Forderung »Das hat aber jetzt eine Strafe verdient« oder »Das kann aber jetzt nicht ungestraft bleiben« zu Wort melden. Zumeist würde sie sich mit diesen Einwürfen kein Gehör verschaffen, den Männern würde meine Mutter völlig egal sein, ihre Anwesenheit hätte einzig den Zweck, den Eindruck zu erwecken, die Prozesse würden von Außen beobachtet und bei eklatanten Verstößen gegen die allerdings nirgendwo schriftlich niedergelegte Rechtsordnung entsprechend selbst an den Pranger gestellt. Resigniert würde meine Mutter die Ignoranz der Männer zur Kenntnis nehmen und sagen: »Das Kerbholz war schon vorher voll«. Eines Tages lag ein kleines längliches Kästchen im Regal, dessen Herkunft ich mir nicht erklären konnte. Ich ließ es einige Tage unbeachtet, bemerkte allerdings, dass es sich schon meiner Träume bemächtigte und tagsüber sich immer mehr in meine Gedanken und Gespräche drängte. Also öffnete ich es endlich, in dem Moment aber, als ich seinen Inhalt in Augenschein nehmen wollte, ging die Tür meines Zimmers auf, Mutter kam herein, eilte an mein Bett und gab mir eine Ohrfeige. »Du wirst dich unterstehen«, sagte sie, nahm das Kästchen an sich und verließ das Zimmer wieder. Am anderen Abend lag das Kästchen jedoch wieder im Regal, und die Geschichte wiederholte sich. Wie ich auch meiner Mutter zuvorzukommen versuchte, selbst, als ich gegen vier Uhr morgens ohne Licht anzumachen das Kästchen aus dem Regal holte, es mit unter die Bettdecke nahm, was in der Vorfreude auch andere Freuden zur Folge hatte, gelang es mir nicht, seinen Inhalt herauszunehmen, nicht einmal berühren konnte ich ihn, da öffnete sich bereits die Tür, das Licht ging an, und Mutter gab mir eine klatschende Ohrfeige, die so heftig war, dass ich fortan meine Mutter mit zum Schlag erhobener Hand dicht vor mir sah, sobald sich eine bedrohliche, Reue einfordernde Situation anbahnte. Gott ist gnädig, der Mensch zeigt Reue,

hatte mir mein Vater immer gesagt. Mir ist nie ganz klar geworden, warum der Mensch Reue zeigen soll und wie diese Reue erfolgen sollte. Es handelte sich offensichtlich um ein Prinzip, das unabhängig von irgendwelchen Taten und Vorfällen Gültigkeit besaß. Ich stellte mir einen Menschen vor, der unablässig Reue bekundete und mit der Zeit zu nichts anderem als Reue mehr fähig war. Der arme Kerl verausgabte sich völlig im Bekunden der Reue, tagein tagaus, gleichzeitig aber war diese Hartnäckigkeit sein Kapital, stimmte er seine Mitmenschen doch einerseits nachdenklich, ob sie nicht etwas zu bereuen vergessen hatten, andererseits war ihnen der Ewige Bereuer verhasst, der sich scheinheilig als Mustersünder gerierte, der sich mit Lippenbekenntnissen von seiner Schuld reinzuwaschen glaubte. Jedenfalls, sobald ich einen Menschen auch nur sah, überkam mich die Reue, und Mutter schwebte mit erhobener Hand vor mir. Diese Zusammenhänge hatte ich auf meinen Papieren ebenfalls akribisch dokumentiert und wollte sie, wenn die Zeit, sich an eine höhere Instanz zu wenden, gekommen ist, vorlegen, um meine Unschuld oder doch wenigstens gute Absicht zu beweisen, den Mitmenschen, allen voran meiner Mutter, keinen Schaden zuzufügen. Die Dokumentation hatte zum Beispiel folgende Einträge:

»15. Mai 1978 acht Uhr abends, Mutter wieder ins Zimmer gefallen, reißt mir das Kästchen aus der Hand und knallt mir eine. Papa werde kommen, dann könne ich was erleben. Habe nun eine Stunde wie gestorben gewartet, Papa kam nicht. Um elf Uhr nachts schlägt die Garagentür zu, jetzt ist es doch zu spät für Papa.« – »26. Mai 1978, halb zehn Uhr abends, habe das Kästchen heute mit unter die Bettdecke genommen. Wollte es erst ausgiebig betasten, bevor ich es dann öffne. Das Betasten machte den Pimmel hart. Das Kästchen ist kleiner als der Pimmel, dafür dicker. Es ist gut, wie es ist. Erst sollte der Pimmel wieder weg sein, dann kommt das Ding im Kästchen raus. Die Tür fliegt gegen den Schrank, Licht an, Mutter reißt die Bettdecke weg, nimmt sich das Kästchen, haut mich, sagt Heimlichtuer, macht das Licht wieder aus, knallt die Tür zu.« – »13. September 1978, das Kästchen liegt nicht im Regal. Als ich nachts aufwache, liegt es unter der Bettdecke. Mutter reißt die Bettdecke weg und sagt: »Ich wusste es«. Ich habe sie gar nicht reinkommen hören, sie muss wohl die ganze Nacht neben dem Bett gestanden haben. Ich glaube mittlerweile, das Kästchen ist leer. Mutter hat sich, dem Leben und ihrem Kind gottweißwas versprochen, das sie nicht halten kann. Zum Beispiel, dass das Leben einen schönen Sinn hat. Den Sinn versprach sie ins Kästchen. Einmal in die Welt gerufen, ließ sich das Sinnkästchen nicht mehr zurückrufen, deshalb muss Mutter es Tag für Tag und Nacht für Nacht wieder an sich bringen. Sie weiß es bei ihrem Sohn. Aber erst, wenn ihr

Sohn das Kästchen öffnen will, kann sie zugreifen. Und jedes Mal muss sie es selbst öffnen, ob nun vielleicht doch etwas darin zu finden ist, das sie ihrem Sohn zeigen könnte, hier, siehe, das besaß schon mein Vater, dessen Vater es schon besaß, aber da ist nichts, was sich von Generation zu Generation weiterreicht. Ein kleines Englisch-Deutsch-Lexikon hat sie mir vor einiger Zeit gegeben, aus ihrer Schulzeit, Kriegsausgabe im Sparformat, dessen Einband eingerissen ist, es riecht nach Wasserschaden, Nazienglisch, dachte ich, die Nazis haben die englische Sprache gefälscht wie bei der Aktion Bernhard die Pfundnoten, so nahmen alle, die Englisch aus diesem Büchlein lernten, die Gesinnung der Nazis an, auch und vor allem die Engländer selbst, wenn sie ein deutsches Wort nachschlugen.«

Neben dieser Dokumentation enthielten die Papiere auch Gedichte oder was ich dafür hielt. Mutter kommentierte die Gedichte mit den Worten »Du hältst dich wohl für was Besseres«, ich halte mich für was Schlechteres, sagte ich Mutter, und deshalb schreibe ich Gedichte, sagte ich ihr. Eins dieser Gedichte lautete: »Ich heißt das stumme Wort / Ich sollte zum Erschießen gehen«. Es war gar nicht von mir, sondern von einem Anderen, es hatte sich mir eingepägt, es war dauernd im Kopf, und so fand es sich eines Tages unter meinen Notizen wieder, ohne Autorennamen, Mutter fand es ganz abscheulich und typisch für mich. »Das ist typisch«, sagte sie, »das sagt alles«.

Am Tag des Jüngsten Gerichts sollte das Kästchen und seine Geschichte der Trumpf im Ärmel meiner Mutter sein. Ich hätte sie ausgeraubt. Meine Dokumentation durfte ich zwar in Auszügen vorlesen, sie war mittlerweile achthundertdreiundsiebzig Seiten lang geworden, sie wurde im Verlauf der Verhandlung aber übergangen, die Männer interessierten sich einzig und allein für das Kästchen, dessen Inhalt ich bis dahin nicht zu Gesicht bekommen hatte. Mutter sagte aus, ich hätte den im Kästchen befindlichen Schlüssel an mich genommen, der auf die versteckte Kammer passe, um dort Mummenschanz zu spielen: Gott anzubeten, ihm Gedichte zu schreiben. So habe sie folgende Strophen in meiner Handschrift an der Wand gefunden: »Herr, gib mir Schwingen, aufzusteigen / aus dunkler Nacht zum hellen Licht! / Du willst mir deinen Himmel zeigen, / und ich, ich komm und komme nicht.« An der gegenüberliegenden Wand hätten folgende Zeilen gestanden: »Sei still in Gott, still wie das Meer! / Nur seine Fläche streift der Wind, / und tobt als Sturm er noch so sehr, / weiß, daß die Tiefen ruhig sind.« Mein Einwand, diese Zeilen seien von Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawuhd al Gossarah, wird gewissenhaft ins Protokoll aufgenommen, die Namen muss ich buchstabieren. Von der Kammer hörte ich das erste Mal. Ich solle mich doch nicht so blöd stellen, schrie Mutter mich an, es sei

doch von Anfang an mein Ziel gewesen, sie zu hintergehen und mich in den Besitz der Kammer zu bringen. In der Kammer hätte ich eine Schreibmaschine deponiert, auf der ich auch dieses Verhör hier niedergeschrieben hätte. Mein Ziel sei von Anfang an das Jüngste Gericht gewesen, bei dem ich mich ihrer, meiner Mutter, entledigen wolle. Als die Männer einwandten, sie könnten keinerlei Anzeichen für das von ihr gegen mich Vorgebrachte finden, ich hätte, im Gegenteil, ihren Tod vielfach beweint, änderte meine Mutter ihre Taktik, obgleich sie zunächst einwenden wollte, Tränen seien kein Beweis und Worte seien eben dazu da, mit ihnen zu lügen, was aber gegen sie selbst hätte verwendet werden können. Die Kammer, meinte sie nun, hätte ich mir ausgedacht, sie existiere gar nicht, ich hätte sie mir ausgedacht, um sie, meine Mutter, bloßzustellen, dass sie mir etwas vorenthalte, was gewichtiger sei als Sinn, gewichtiger als zum Beispiel der Sinn des Lebens. Was dies denn sein könne, wollten die Männer wissen. Etwas wie Seele, sagte meine Mutter. Etwas wie oder genau das? Die Seele. Ich hätte keine Seele, wirft mein Sohn mir vor. Also kann ich auch keine Seele weitergeben. Die Kammer sei eine imaginäre Werkstatt, eine Werkstatt des Imaginären. Da ich keine Seele habe, so meine Mutter, hat mein Sohn mich kopf- und körperlos dargestellt, in einem Gewand, das mich vollständig verbirgt, sie sei ja nur Mutter, zu nichts anderem gut, sie sei gar keine Frau, Mutter sei das dritte Geschlecht, es sei schon gar kein Geschlecht mehr, sondern allein ein prächtiges, die Konturen des Körpers nachzeichnendes Gewand, dessen schöne Farben die Sinne täuschen. Was sie unter »darstellen« verstehe. Malen, sagte meine Mutter, mein Sohn hat mich gemalt, er hat das Kunststück fertiggebracht, mich in völliger Abwesenheit erscheinen zu lassen, in der Abwesenheit zugleich leer und in mich gekehrt. Was genau denn ihr Vorwurf sei, wollten die Männer wissen. Mein Sohn hat mich umgebracht und er will den Mord als Kunst erscheinen lassen. Die Kammer mit ihrem großen Bild sei der Beweis. Wenn Ihr Sohn die Kammer doch erfunden hat, wie Sie sagen, wer sollte dann von ihr wissen können, fragten die Männer. Alle können von ihr wissen, da alle sie sehen können, die das Bild sehen, das das Innere der Kammer zeigt. Ob man das Bild denn betreten könne wie eine Kammer, wollen die Männer von meiner Mutter wissen. Es ist eine Kammer des Lichts, sagt meine Mutter, ihr Betreten zu verhindern schafft allein die Folter. Ob ich noch etwas sagen wolle, fragen mich die Männer. Ich sagte, ich hätte das Bild nicht gemalt und von einer Kammer wüsste ich nicht, Mutter habe mich aber ganz früh schon so allein gelassen, dass ich ihr Gesicht nicht konnte. Die Männer antworteten, das ist augenscheinlich nicht der Fall, deshalb kommen wir nun zum Urteil. Da erst bemerkte ich, dass ich gar keinen Mund habe, er muss in der

Hand geblieben sein, die ihn, als sie über ihn fuhr, weggewischt hat. Im Hintergrund verblasste Mutter, und in ihrem Verblassen flackerte mein Vater auf, er schien durch sie durch, und da erkannte ich, die Seele meiner Mutter ist mein Vater. Mein Vater sagte einmal zu mir, was hast du da bei dir, und ich gab ihm die Papiere, die ich bei mir trug. Wenn Vater einen ansprach, war es ein Appell, der Angesprochene hatte dann neben ihm stehen zu bleiben und sich nicht zu rühren, bis Vater den Angesprochenen abtreten ließ. Dies konnte durch eine Ansprache geschehen, viele Worte verlor er nicht, oder durch einen fragenden, auch spöttelnden Blick, der dafür sorgte, dass man den Raum verließ. Auf den Papieren standen Gedichte, Vater las sie, konnte manches nicht entziffern, meinte aber, das sei wohl unwesentlich, dann gab er mir die Papiere mit den Worten zurück, so etwas habe er früher auch gemacht, aber nicht gewagt, es jemandem zu zeigen, und ich dachte, er meint, ich sei tapfer, er meinte jedoch, es sei so schlecht, dass er es für sich behalten habe, und auch das, das Fürsich, habe er aus sich weggebissen. Das Bild meines Vaters ging zu Boden wie Scherben, die Männer erhoben sich, und das Jüngste Gericht war beendet. Die Männer hatten den Raum bereits verlassen, als ich noch immer auf das Urteil wartete. Ich warte auch heute noch auf das Urteil, und so denke ich, das Urteil besteht in der Fortsetzung des bisherigen Lebens nach dem Tag des Jüngsten Gerichts. Die Freude darüber, keine Strafe erhalten zu haben, keiner leiblichen Pein unterzogen worden zu sein, beruhigte mich so, dass ich mich ungeniert im Raum bewegte, einzelne Dialoge des Verhörs nachäffte, ohne Angst, auf der Stelle dafür büßen zu müssen, diese Angst hat mich später allerdings nicht mehr verlassen, bis ich dicht vor den von den Männern verlassenen Tisch gelangte, im Schwung beinahe vornüber fiel, und dabei hinter dem Tisch in ein tiefes schwarzes Loch schaute. Der Tisch erschien mir mit einem Mal riesig und so hoch, dass ich es nicht wagte, ihn ganz zu erklimmen und die gegenüberliegende Seite hinabzusteigen. Stattdessen war es mir eine große Erleichterung, an seiner glatten Oberfläche abzurutschen wie Schnee im Gebirge, wenn es taut, dabei ist erst früher Morgen, überall glitzert es, ein Orchester von Wassertropfen ist zu hören, das die Bäume ringsum bespielt, im verdampfenden Nebel wird ein Holztisch sichtbar, über dem links eine Schreibmaschine zu schweben scheint. Links von ihr ist nun ein mehrfarbiges Gewand zu sehen, das durch seine Faltung geschickt den Eindruck von Belebtsein erweckt. Ich kann das Gewand berühren, es ist ganz steif. Auf dem fehlenden Kopf trägt das Gewand eine Kapuze aus demselben Material wie das Laken, über dem Schleier, befestigt an der Decke, schwebt ein drahtiger Heiligenschein, den man leicht abnehmen und sich selbst auf den Kopf setzen kann. Heiligenscheine gibt es wohl in verschiedenen Größen, oder

es gibt eine Heiligenscheingröße für Alle. Der Heiligenschein ist eher ein Heiligenkreis. In der gefalteten Abwesenheit erkenne ich meine Mutter Maria. Sie kann nicht hinsehen, wie ihr Sohn leidet, dabei wäre sie die Einzige, die hinter die Kulissen schauen könnte. Sie wendet ihren Blick ab, sie hat gar keinen Blick, sie hat nur eine Blickrichtung, unter ihrem Karfreitag nach Außen kehrenden Gewand in den Farben des Kirchenjahres ist alles leer, Mutter Maria ist keine Mutter, sie ist bloß die Institution der Mutter und steht für die Kirche, die leer ist, ihr hüftlanges Kopftuch, das ihr Kopf ist, ist vom selben Stoffe wie das Laken, das den Gekreuzigten verbirgt. Dieser wenigstens hat Hände und Füße, und so könnten diese Hände die Ideal bedienen, wären ihnen nicht die Hände gebunden, die Maria nicht hat.

Die Schreibmaschine funktioniert. Kommt man in ihre Nähe, schreibt sie. Sie wird geführt von harter Hand. Kaum anzunehmen, dass in der Kammer Papier zu finden ist, so geht alles verloren, was sie direkt auf die Walze schreibt. Aus dem Klang der Lettern vermeine ich immerhin, folgenden Text herauszuhören: Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen. Ich drehe mich um und stoße mit dem Fuß gegen etwas Weiches, Fleischiges. Meine Hand ertastet eine Zunge, die aus dem Maul hängt, eine lange Schnauze, Zähne, leere Augenhöhlen. Der gehäutete Kopf eines Rindes. Dann, einen Schritt weiter, fällt mir, als ich gegen ein vorspringendes Stück Holz stoße, ein Blatt Papier vor die Füße. Das Blatt wurde einmal längs und einmal quer gefaltet und ist insgesamt ziemlich zerknittert. Ein Notizzettel, jemand wird ihn in der Hosentasche verwahrt haben. Ich falte ihn zusammen und verstau ihn in der Gesäßtasche. Auf dem Holzblock stehen Füße. Es ist gar kein Holzblock. Es ist ein Kreuz. Die Füße, ans Kreuz genagelt, stehen auf einem Fußbänkchen. Das Biest wird Suppedaneum genannt, es hat die Aufgabe, den Todeskampf zu verlängern. Die Füße bluten, Blut läuft das Holz hinunter. Ich zögere zu überprüfen, ob allein die Füße ans Kreuz genagelt sind, abgehackt wie Schweinefüße, oder ob den Füßen der übrige Körper folgt. Bis auf die Hände ist der Körper, wenn es einen gibt, mit einem Laken verhängt, das mit drei über drei Ösen laufenden Schnüren an der Decke aufgehängt ist. Das andere Ende der linken Schnur führt, mit einer Zwischenbefestigung an der Wand, zum leeren Gewand, das andere Ende der rechten Schnur zu einem kleinen Kapuzenmännlein, das jetzt meine ganze Aufmerksamkeit beansprucht, geht von ihm doch eine mich geradezu rührende Bedrohung aus, ich möchte das Männlein aufheben und an meine Brust drücken, gleichzeitig stößt es mich ab, sein Gewand, aus demselben Material wie das Laken, ist ihm zu groß, die Schnur durchläuft die zum Gebet gefalteten Hände, er ist eine Projektion der Niedertracht, des Anheischi-

gen, seine akkurat ausgestreckten Finger spotten den Händen am Kreuz, denen alles zwischen ihnen verloren ging, die hier zeigen sich demütig und sind in ihrer Demut falsch, die kleine Gestalt ist ein unberufener Adabei, der auf die Gunst der Stunde wartet, dann schlägt er zu, bis dahin aber kniet er oder scheint im Gehen begriffen, was auch immer ich über ihn denke, er verharrt in derselben Haltung, regungslos, ist es das nicht, was uns so rasend macht, dieses stoische Verharren, die Duldsamkeit, die uns bewegt, den Heiland zu verhängen, weil wir sein Antlitz nicht mehr ertragen, ich hebe einen Apfel auf, der einen Schritt auf die Gestalt zu auf dem Boden liegt, setze gerade zum Wurf an, da drängt sich mir die Frage auf, woher in der Kammer eigentlich das Licht kommt, war es doch vorhin so dunkel, dass ich kaum die Umrisse der Dinge und Figuren erkennen konnte. Es ist gleichmäßig hell, am deutlichsten aber erkenne ich dasjenige, wohin mein Blick sich wendet. Die Quelle des Lichts bleibt verborgen. Es muss Gott sein, der mir leuchtet. Ich höre diesen Satz in mir, er erscheint mir selbstverständlich, und so ist es also Gott, der mir leuchtet. Gott zeigt mir nun einen schräg in einer Kiste lagernden Holzjesus, dem der Apfel den rechten Arm abgeworfen hat. Mit diesem Arm hätte Jesus selbst die Reißleine ziehen können, die auf dem Dach der Kiste aufsitzende Schnur hätte er von seinem Platz aus leicht erreichen können. Sein Oberkörper ist frei, um Schultern und Lende trägt er ein goldrotes Tuch, das er mit der linken Hand auf Hüfthöhe zusammenhält. Das göttliche Blut und der Heilige Geist, ein bunter Faltenwurf. Ich lege den abgebrochenen Arm zu einem abgetrennten Fittich, der in einer kleinen Holzkiste auf dem Tisch links neben dem Auferstandenen liegt. Am Glas Rotwein, der auf der Kiste steht, erkenne ich, dass nicht ein Fittich in der Kiste liegt, sondern Brot. Der Wein steht über dem Brot. Das Brot ist steinhart, mit dem Wein gelingt es mir, kleine mundgerechte Stücke aufzuweichen. Ich überlege kurz, ob der Wein nicht zu schade ist, ihn als Brotaufweicher zu verschwenden und stürze das Blut hinunter. Das Brot riecht widerlich. An den Rissstellen hat sich Schimmel gebildet. Ich lege es zurück in die Kiste und wende mich wieder der kleinen Gestalt zu. Eine unwiderstehliche Lust überkommt mich, der kleinen Gestalt Gewalt anzutun. Ich hebe sie empor und schlage sie mit dem Kopf gegen die Schreibmaschine, die nach vorne kippt. Mir fällt ein schönes Spiel ein, Ostereiertitschen. Spitz auf spitz und stumpf auf stumpf, dann spitz auf stumpf oder stumpf auf spitz. Der Auferstandene fängt an. Er trifft sehr gut und schlägt der kleinen Gestalt den Kopf ab. Die kleine Gestalt tut dem Auferstandenen ein Gleiches. Die Füße des Auferstandenen schlagen der kleinen Gestalt die Hände ab. Dann wird das Spiel langweilig und ich stelle die kleine Gestalt, das, was von ihr übrig geblieben ist, zum Auf-

erstandenen, dem, was vom Auferstandenen übrig geblieben ist, in die Kiste. Den Heiligen Geist stelle ich unter den Tisch und gebe ihm einen schönen Tritt, damit er in seinem Sarg an die Wand rutscht. Dann nehme ich die drei Schnüre in die Hand und ziehe gleichzeitig an ihnen. Das Laken bewegt sich nicht. Nach zwei weiteren Versuchen reißen die Schnüre ab. Der Körper des Gekreuzigten ist ganz in das Laken eingegangen, man müsste es brechen wie am Kreuze den Hingerichteten die Gebeine gebrochen wurden. Hier hat jemand so lange keinen Blick hinter die Kulissen werfen lassen, bis die Kulissen das zu Verbergende geworden sind. Das Laken IST der Gekreuzigte. Der Gekreuzigte ist so gewellt und gefaltet wie das Papier mit diesem merkwürdigen Schema aus Dreiecken im Dreieck, einem äußeren und drei inneren, das ich eingesteckt habe. Wohin ich auch schaue, allerorten sehe ich Dreiecksbeziehungen, zwischen Maria, dem Gekreuzigten und dem Knaben, zwischen den Rindsköpfen, dem Brot und Wein und dem Auferstandenen, zwischen der Schreibmaschine, Maria und den Rindsköpfen.

Das Kreuz ist der Schlüssel, das Kreuz ergibt mindestens zwei Dreiecke, eins oberhalb und eins unterhalb des Querbalkens, und jetzt erkenne ich eine gewisse Dreifaltigkeit des Gekreuzigten, des Heiligen Geistes in der Kiste und der kleinen kopf-, fuß- und handlosen Gestalt, die dann Gott sein muss. Ich krieche unter den Tisch, nehme Gott aus der Kiste und stelle ihn unter das Faltengeband meiner Mutter. Mein Vater, der sein ganzes Leben lang Erlasse diktierte und für ein Berliner Verlagshaus kirchenrechtliche Angelegenheiten aufarbeitete, wozu er sich in ein kleines Zimmer im ausgebauten Teil des Dachgeschosses zurückzog, viele Zigaretten rauchte und ebensoviele Schubladen öffnete, mein Vater, das erkenne ich nun deutlich an seiner Handschrift, hat dieses Schema angefertigt. Wenn mein Vater Wichtiges zu Papier brachte, benutzte er den Kugelschreiber als Grabstichel und mit diesem Grabstichel gravierte er jedwede Unterlage, die Tischplatte verwandelte er mit der Zeit in ein Palimpsest aus Verordnungen, Fallstudien und Rechtskommentaren. Das Schema, das mir vom Fußbänkchen des Kreuzes herab vor die Füße gefallen war, diente ihm wahrscheinlich als Entscheidungshilfe in komplizierten kirchlichen Rechtsfällen. Seine paradoxen Bewegungen ermunterten ihn, Probleme exakt zu benennen und Entscheidungen zu fällen, konnte doch nichts so unlösbar erscheinen wie dieses Schema selbst. Ich betrachte das Schema, dann schaue ich das Kreuz wieder an, weiß unterm Tisch den hölzernen Auferstandenen und Gott unterm Faltenwurf meiner Mutter.

Offenbar ist Gott hier verborgen. Offensichtlich ist das nicht. Wenn »Pater non est Filius«, dann ist nicht der Vater hier verborgen, sondern

sein Sohn, wenn aber zugleich »Filius est Deus«, dann ist Gott hier verborgen. Wer aber den Sohn sieht, der sieht den Vater, das hat der Sohn doch selbst gesagt. Dann ist der Sohn ganz offenbar, der Vater ist verborgen, und zum Vater führt der Weg nur über den Sohn. Wie kann es dann sein, dass der Vater stirbt? Ist der tote Vater dann im Sohn, so ist der Sohn verborgen und offenbar zugleich. Sind denn, wenn Drei eins sind und doch nicht eins, alle drei verborgen, oder ist nur einer von ihnen verborgen, oder einer von ihnen nur teilweise? Einer von dreien, zwei von dreien, keiner, alle? Gibt es einen verborgenen Gott und gleichzeitig einen anderen, der offenbar ist? Ist Gott dreieinig nur in der Verborgenheit oder ist er dreieinig nur in der Offenbarung? Wenn Gott immer verborgen, sein Sohn aber immer offenbar ist, wie können sie dann eins sein? Und der Heilige Geist? Pendelt er vermittelnd hin und her? Überträgt er zwischen den Reichen die Heiligung? Spricht er heilig, was auf Erden ist und dennoch göttlich? Gibt es einen Gott der Dunkelheit und unabhängig von ihm einen Gott des Lichts? Oder ist Gott ein drohender strafender böser Gott, nur sein Sohn ist ganz der Gütige, Verzeihende, Liebende? Das Wort Gottes ist im Leib Christi verborgen, warum aber bedarf es dann dieses Schemas der Dreieinigkeit, die das Wort wieder außerhalb des Leibes stellt? Den Einen gibt es ohne den Anderen nicht. Also sind alle drei zusammen so verborgen wie offenbar, so handelnd wie passiv. Warum dann überhaupt drei? Einer auf Erden, einer nicht auf Erden, einer zwischen Erde und Nicht-auf-Erden. Wird denn an Pfingsten der Vater ausgegossen, wird der Heilige Geist ans Kreuz geschlagen? Das Zauberwort heißt Perichorese. Ist der Widerspruch im Menschen oder ist er in Gott? Nur Gott kann sich selbst in Frage stellen. Wer aber ist Gott? Und was heißt hier »verborgen«? Ist es nicht allzu plump, einen Vorhang vor die Sache zu hängen und sie als verborgen auszugeben? Ein Theatervorhang, der die Lust des Bürgers in stiller Erwartung vor dem Guckkasten ködert? Der Vorhang hat sich verselbständigt. Er ist die Sache geworden. Die Gedanken stammeln und sie tun Recht daran. Da erhebt das Rindsmaul die Stimme:

»GOTT sagt zu dir: Siehe, da hast du meinen Sohn, den höre und nimm ihn an; wenn du das thust, so bist du jetzt schon deines Glaubens und deiner Seeligkeit gewiß.« Ich antworte dem Rindskopf: »Ja, ich weiß aber nicht, ob ich im Glauben bleiben kann.« »Ei«, sagt da der Rindskopf, »so nimm doch gleichwohl die gegenwärtige Verheißung und Versehung an, und hüte dich, daß du nicht vorwitzig oder zu genau nach den heimlichen Rathschlüssen GOTTES forschest«. »Das will ich gerne tun«, antworte ich, »es ist wohl eine Versehung, dass der Herr unsichtbar ist«. »Wenn du an den geoffenbarten GOTT glaubst und sein Wort annimmst, so wird dir all-

gemach auch der verborgene Gott geoffenbart werden. Denn »wer mich siehet«, spricht Christus Joh. 14. 9., »der siehet den Vater«, antwortet das Rindvieh. »Ich sehe einen verhüllten Christus und in ihm sehe ich einen verhüllten Gott«, erwidere ich, »dann können wir doch alles mögliche verhüllen und darin alles mögliche sehen«. »Was Christo verhüllt, sehen wir nicht mehr, erkennen es aber genau«, antwortet der dem Morgenstern gefolgte Stallbesucher. Vielmehr folgte das Rind nicht dem Morgenstern, auch keinem Kometen, sondern Jupiter, Mars, Merkur, Venus, Mond und Sonne standen im Sternbild des Widder eng beieinander, überdeckten sich teilweise. Das Rind schweigt fortan. Der andere Rindskopf schweigt auch, was sich dadurch erklären lässt, dass er keine Zunge mehr hat. Ich nenne die beiden enthäuteten Köpfe die Weisen aus dem Morgenland. Ihr Sterndeuter, sagt mir, wenn doch die Rede von einem verborgenen Gott ist, dann ist Gott doch vorausgesetzt? Als ich sie noch einmal eingehend betrachte, fällt mir auf, dass es Schafsköpfe sind.

Vielleicht aber ist Gott auch in Gestalt Christi noch nicht fertig oder einfach nicht vorzeigbar? Die Menschen fielen vom Glauben ab, wenn sie ihn sähen. Hält ihn meine Mutter hier oben in der Kammer so lange unter Verschluss, bis das Licht ihm nichts mehr anhaben kann? Gilt es, seine Oberfläche zu schützen? Oder hat man ihn schlicht nur weggehängt im Sinne von verbergen? Da die Zeit nicht mehr ist oder noch nicht wieder gekommen ist, sein Antlitz zu betrachten? Wäre das Arrangement ein Tafelbild, hätte der Künstler es sich hier schön einfach gemacht, zeigte er seine Kunst doch nur im Nebensächlichen, seine wahre Kunst müsste demgegenüber darin bestehen, die Hauptsache zu zeigen, zu der er augenscheinlich nicht fähig ist. Zeige mir Gott, hieße sein Auftrag. Er jedoch zeigt Gott nicht, denn unter dem Laken ist er nicht, er IST das Laken, kaum anzunehmen, der Künstler habe Gott-Christus gemalt, am Kreuze, habe ihm einen Ausdruck stärksten Leidens verliehen, das er mit dem Laken dann löscht, er malt also den Leib und übermalt ihn, entzieht ihn dem Anblick, und macht ihn so in seiner Abwesenheit anwesend in der vielgestaltigen Vorstellung der Menschen, die sich selbst hineinsehen ans Kreuz, schließlich ist der Herr ja nur ein Platzhalter für mich.

Ist das eine begehbare Krippe, und meine Eltern wagten nicht, sie zu Weihnachten aufzustellen, weil sie Angst hatten, etwas verlebendige sich, der Auferstandene könne auferstehen und unter uns sein? In den Auferstandenen ist nicht nur das Laken, in ihn ist das Holz des Kreuzes eingegangen, er ist Kreuz geworden. Passion, Heiliger Geist und das Göttliche vereinigen sich in dessen Verwitterung. Von Paradies und Sündenfall blieb der Apfel, von Gott der Schleier, den er selbstverordnet nicht zerreißen kann. Schweigt Gott, spricht der Teufel.